

Das Erste wäre aus meiner Sicht, nicht zwingend Neues zu erfinden und auf den Markt der Möglichkeiten zu werfen, sondern – auch wenn es weniger chic ist – bestehende Strukturen und Formate auf ihre Tauglichkeit zu befragen: Warum funktionieren die vielen existierenden Formen der Zusammenarbeit – Seminare, Kolloquien, Kommissionen, Konferenzen, Netzwerke etc. pp. – anscheinend nicht (nicht mehr, nicht gut genug)? Warum, wann und wie erfüllen diese permanenten Zusammenkünfte nicht die Ansprüche gedeihlicher Zusammenarbeit? Auch: Welche Strukturen der universitären Selbstverwaltung müssten wie gestaltet werden? Vielleicht wäre zu diesem Zweck das operaistische Konzept der Militanten Untersuchung aus der Motenkiste zu holen. Als Erweiterung des Explorativs?

Zum Zweiten kann – auch das nicht neu – die „Künstlerkritik“, die, kurz gesagt, mangelnde Erfüllung und Entfaltungsmöglichkeiten adressiert, nicht von einer „Sozialkritik“ getrennt werden, die sich gegen Ungleichheit und gesellschaftliche Spaltung wendet. Dazu braucht es kollektive politische Forderungen (und das *studiolab* wird nichts dagegen haben), etwa: mehr unbefristete Stellen, bessere Bezahlung, langfristige Finanzierung, exzellente Arbeitsbedingungen für alle. Damit wir voller Energie in Ruhe miteinander arbeiten können.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.10>

Marketa Spiritova

Damit Lehre und Forschung wieder zur Lieblingsbeschäftigung werden

Dies ist ein mutiger, ein wichtiger Text. Einer, auf den insbesondere der akademische Mittelbau vermutlich schon lange gewartet hat. Mitten in der Covid-19-Pandemie haben sich Kolleg:innen aus dem Umfeld der *Kommission für Arbeitskulturen* in der DGEKW zusammengeschlossen und das Explorativ *studiolab. Arbeit an Arbeit* gegründet, um in regelmäßigen Onlinetreffen „alternierend Texte [zu] diskutieren, Methoden [zu] durchdenken, Themen fort[zu]entwickeln und an eigenen Texten [zu] arbeiten“ (s. Website). Aus dieser konstruktiv-kritischen Arbeit in offenen und geschützten digitalen „Atelier“-„Büro“-„Factory“-„Werkstatt“-Räumen à la Bieler und Rabinow ist nun ein mehrstöckiges „Haus“ entstanden, das es in Zukunft mit mutigen Ideen zur Erforschung von (nicht nur?) Arbeitskulturen zu beziehen gilt. Es ist ein Vorhaben, das hoffentlich nicht nur utopistische Ziele verfolgt. Oder besser: Es bleibt zu hoffen, dass diese (noch mehr) Wirklichkeit werden.

Wenngleich das Fundament, auf dem dieses Haus gebaut wird – „ein Lehren und Forschen in Ruinen“ – dem einen oder der anderen als eine allzu harsche und pessimistische Metapher erscheint und eine „reparative Vision“ vielleicht hier und da

schon unbemerkt erarbeitet worden ist, bedarf es eines solchen „Manifolds“. Insbesondere ein Fach wie das unsere, das sich der Dekonstruktion ungleicher Machtverhältnisse verschrieben hat, das Bourdieu, Butler, Foucault & Co. in seinen Kanon aufgenommen hat, sollte nicht nur seine eigene Forschungs- und Lehrpraxis, sondern auch die neoliberalen Strukturen, in denen die Arbeit geleistet wird, in regelmäßigen Abständen einer konstruktiven Kritik unterziehen und ihnen bestenfalls etwas entgegensetzen. Die Ökonomisierung wissenschaftlichen Arbeitens verlangt heute nach einem Denken in Rankings, Schreiben in Antragsprosa, Quantifizieren ethnografischer Forschung, Publizieren (am besten ausschließlich) in als renommiert geltenden Peer Review Journals und einem Netzwerken nicht wie man möchte, sondern der Karriere wegen sollte. Und das alles in befristeten Arbeitsverhältnissen, oftmals mit hohem Lehrdeputat und den Auswüchsen der akademischen Selbstverwaltung – dies alles nicht immer zum Wohle der Experimentierfreude, des gegenseitigen Austauschs, des Teamworks und der eigenen Forschung (die Vorstellung, Zeit, Raum, Muße und Geld zu haben, sich auf ein Feld einzulassen, sich dort „serendipitous“ treiben zu lassen und anschließend die Nächte mit Kolleg:innen um die Ohren zu schlagen, um seine Forschungserfahrungen zu teilen, zu diskutieren und erkenntnisreich zu durchdenken, ist für manch einen Projektträger eine Horrorvorstellung). Was ich allerdings am meisten bedauere, ist die geringe Wertschätzung guter Lehre seitens der Universitäten, in Berufungsverfahren spielt sie meist eine untergeordnete Rolle. Doch sind die Universitäten nicht dazu da, wissenschaftlichen Nachwuchs auszubilden, Wissen zu vermitteln, zu forschen und weiterführende, gesellschaftlich relevante Erkenntnisse zu gewinnen? Sind Universitäten als Orte des Studiums nicht, wie es im Lateinischen heißt, Orte des „Eifers“, der (wissenschaftlichen) „Beschäftigung“, des „Bemühens“, aber eben auch der „Lieblingsbeschäftigung“ und „Vorliebe“?

Ich halte es nach wie vor für ein großes Privileg, den Beruf der Europäischen Ethnologin/Empirischen Kulturwissenschaftlerin ausüben zu dürfen. Ich denke, alle, die 2017 am 41. Kongress der DGEKW in Marburg waren, erinnern sich an die Worte Silke Götsch-Eltens, nachdem sie zu ihrer Überraschung von Gisela Welz gewürdigt und in den Ruhestand verabschiedet wurde. In ihrer spontanen, emotionalen Dankesrede erinnerte sie daran, was für eine großartige Disziplin die Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft/Volkskunde ist und wie dankbar, ja demütig sie sei, in diesem Fach über so viele Jahre forschen und lehren zu dürfen, auch wenn sich die Rahmenbedingungen in den letzten Jahrzehnten nicht immer zum Vorteil gewandelt haben. Ich selbst kann mich glücklich schätzen, in Arbeitskontexten zu arbeiten, in denen viele der im Manifest eingeforderten Thesen schon Wirklichkeit geworden sind, doch ist das nicht überall selbstverständlich, und wir, die auf unbefristeten Stellen sitzen, sollten auch diejenigen nicht aus den Augen verlieren, für die der Weg noch sehr steinig und steil und oftmals sehr einsam ist.

Das *studiolab* schlägt nun eine Richtung vor, damit die Lust und die Neugierde, der Forscher:innendrang und das Anliegen, gesellschaftlich relevantes Wissen zu produzieren und zu vermitteln, allen Ökonomisierungstendenzen zum Trotz nicht auf der Strecke bleiben. Das Herzstück dieses Hauses bildet das „Zusammen-Arbeiten“, das „Teilen von Erfahrungen“, die in der Praxis gelebte „Community“ und die Kunst, die Verwertungslogiken und hegemonialen Strukturen, die wir in unseren Forschungen kritisch hinterfragen, nicht in unserem eigenen Arbeitsumfeld zu reproduzieren. Das Empowerment in akademischen Arbeitskontexten soll im *studiolab* erfolgen durch gegenseitige Wertschätzung, Solidarität, Teamarbeit, Kreativität und den Mut, auch mal neue Wege einzuschlagen. Letzteres zeigen die Autor:innen in ihrer kunstvollen Grafik, in die sie ihre „wütende Inspiration“ übersetzen. Diese zeigt, dass der Aufstieg in die höheren Etagen kein einfacher sein muss. Statt des Aufzugs, der notwendig ist, damit alle, die nicht gut zu Fuß sind, hinaufkommen, gibt es auch steile Treppen und wackelige Leitern, deren Benutzung Kraft, Mut und bisweilen eben auch gegenseitige Hilfe und Unterstützung erfordert. Dass die Figuren – dem Schablonnenschnitt nach zu urteilen (fast) nur weibliche Gestalten – an Banksy erinnern, ist vermutlich kein Zufall, sollen im Haus doch bestehende Arbeitskontexte kritisch hinterfragt und alternative Zukünfte akademischer Arbeitswelten entworfen werden. Gleichwohl nicht alle Autor:innen des Explorativs auf den Klingelschildern Platz gefunden haben, sticht ins Auge, dass weibliche Kolleg:innen weit überrepräsentiert sind. Sind Selbstermächtigung, der Wunsch nach solidarischem Handeln und gegenseitiger Wertschätzung, gemeinsames Zweifeln und Gewaltsensibilität weiblich? Oder gilt es als weiblich, dies laut und wütend einzufordern? Dem einen oder der anderen mag die Konstruktion des Hauses bisweilen utopisch, pathetisch, trotzig oder „weiblich“ erscheinen, doch es ist gut, dass diese Thesen, egal von wem, hier und jetzt formuliert werden und den Anstoß dazu geben, darüber nachzudenken, wie wir *gemeinsam* arbeiten (wollen).

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.11>

Asta Vonderau

Arbeiten? Lässt sich (nur) als Feldforschung ertragen

Rasch stellt sich in Zeiten von Befristungen und kurzen Arbeitsverträgen das Gefühl ein, nicht „wirklich“ zu arbeiten oder keiner „richtigen“ Arbeit nachzugehen. Viele Kolleg:innen leben im ständigen Bewusstsein, bald keine Stelle mehr zu haben oder auf der Suche nach einer zu sein. Diese Zeitlichkeit des akademischen Lebens hat konkrete Folgen: Sie verschlingt Energie, verlangt thematische Anpassungen an sich verändernde Standorte und erschwert nachhaltiges Forschen. Netzwerke sind immer